
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 144 Bydgoszcz, 27. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bevor die Verhandlung beginnt, kommt es wieder zu einem kleinen Privatgespräch zwischen Vandegrift und Adams. Diesmal ist es der Staatsanwalt, der zuerst das Wort an den alten Gegner richtet:

„Was, Sie sind auch heute hier, Vandegrift? Ich verstehe nicht, wie Sie Ihre kostbare Zeit an diesen langweiligen Prozeß verschwenden können."

„Aber was wollen Sie denn, lieber Adams", schmunzelt Vandegrift, „das geht doch alles wie geschmiert! Den kriegen Sie vielleicht wirklich auf den elektrischen Stuhl."

„Unverschämter Bursche!" denkt Adams und bringt nur mit Mühe ein Lächeln zustande: „Kein Ruhm, wenn man einen Mister Salvini zum Gegner hat."

„Ich finde den Mann großartig!" kräht Vandegrift und schüttelt sich vor Vergnügen. Dann kneift er ein Auge zu und fragt: „Oder hätten Sie lieber mich als Gegner — wie in den guten alten Zeiten?"

Adams sucht nach einer überlegenen Antwort. Es fällt ihm nichts Besseres ein, als: „Ich gestehe allerdings, daß ich einem so ruhmlosen Siege eine ehrenvolle Niederlage noch vorziehen würde."

„So, so? — Wirklich? — Na, dann muß ich mal sehen, was ich für Sie tun kann."

Adams macht ein sehr dummes Gesicht. Glücklicherweise enthebt ihn die Eröffnung der Verhandlung einer noch dümmeren Antwort. —

Wie Adams seine Anklage aufbaut, ist durchaus nicht ungeschickt: Er hält darauf, daß die verschiedenen Zeugenaussagen in der Reihenfolge genau den sechs Punkten seiner Beweisführung und zugleich dem chronologischen Ablauf der Ereignisse entsprechen.

Er läßt deshalb Sylvia Casilla zum zweiten Male auf dem Zeugenstuhl Platz nehmen, und auch diesmal handelt es sich nur um wenige Fragen:

„Wußten Sie schon bei Ihrer Abreise von Hollywood, Ende Mai 1928, daß Sie in Bushy Hill bei Stockford Wohnung nehmen würden?"

„Nein — wir haben erst in Newyork den Entschluß gefaßt, diesen Ort zu wählen. Wir hörten, daß die Gegend sehr schön und die Luft dort sehr gesund wäre."

„Wem haben Sie oder Ihr Mann denn die neue Adresse mitgeteilt?"

„Nur Mister Pick und unserem Gärtner, Mister Kennes — und zwar beiden mit der Verpflichtung strengster Geheimhaltung."

„War Binnie in Bushy Hill von der Bevölkerung als der berühmte Filmstar erkannt worden?"

„Nein, denn wir sind von Newyork aus bis zu der Villa im geschlossenen Auto gefahren, und vom Tage der Ankunft bis zu dem Tage des Verbrechens hat Binnie das Grundstück nicht verlassen. Unser Schofför und die Nurse waren unbedingt zuverlässig und haben absolut geschwiegen."

„Woher wissen Sie das so genau?"

„Hätten Sie etwas von Binnies Anwesenheit in Bushy Hill erzählt, so wären ja sofort Interviewer erschienen; zum mindesten hätten die Zeitungen entsprechende Notizen gebracht."

„Das ist für den Augenblick alles, was ich Sie zu fragen hatte. — Bitte, bleiben Sie aber hier. Ich werde Sie nachher wieder brauchen." —

Salvini verzichtet, wie gewöhnlich, auf ein Kreuzverhör.

Dann kommt Mrs. Kennes, die Frau des Gärtners, an die Reihe. Sie ist von Anfang an auf Kampf eingestellt, weil sie den Vorwurf auf sich lasten fühlt, den Kidnapper damals Binnies Aufenthaltsort verraten zu haben. Kaum sind die Vereidigung und die üblichen Personalfeststellungen erledigt, beginnt sie ungefragt:

„Ich lasse mir nicht gefallen, daß ich irgendwie an dem Unglück eine Schuld tragen soll. In einer Zeitung hat sogar gestanden, daß ich wahrscheinlich dafür bezahlt worden wäre, daß ich die Adresse gegeben hätte. Ich habe die Zeitung sofort verklagt. Und wenn einer hier etwa wagen sollte . . ."

Adams hat vergeblich versucht, ihren Redestrom zu unterbrechen. Endlich ruft Richter Corbett die Zeugin zur Ordnung.

„Kein Mensch hat Sie hier beschuldigt. Schweigen Sie endlich! Sie haben nur die Fragen des Staatsanwalts zu beantworten. Sonst werde ich Sie wegen Ungebühr vor Gericht in eine Ordnungsstrafe nehmen."

„Ich wollte das nur erklärt haben", stößt Mrs. Kennes mit bitterbösem Gesicht hervor. Und sich zu Adams wendend: „Also bitte, was wollen Sie wissen?"

„Wie haben Sie damals von dem Aufenthalt der Familie Casilla in Bushy Hill Kenntnis erhalten?"

„Mein Mann hatte die Adresse auf einem Zettel notiert und in der Bibel versteckt. Das hatte ich bemerkt, als er den Zettel herausnahm, um die Post an Mister Casilla nachzuschicken."

„Wußten Sie, daß die Adresse geheimgehalten werden sollte?" fragt Adams weiter.

„Ich bin hier nicht als Angeklagte!" erwidert Mrs. Kennes giftig.

„Beantworten Sie meine Frage: Wußten Sie, daß diese Adresse geheimgehalten werden sollte?"

„Ja."

„Warum haben Sie sie dann einem Unbefugten gegeben?"

„Weil ich es für richtig gehalten habe."

„Sie haben es für richtig gehalten, einem Unbefugten eine geheimzuhaltende Adresse zu geben?"

„Ich habe Mister Roland eben für befugt gehalten."

„Sie wollen damit sagen, daß der Mann, der von Ihnen die Adresse erhielt, Peter Roland war?"

„Das habe ich nie bestritten."

Adams glaubt, wieder einmal seinen abgenutzten Trick anwenden zu müssen, sich den Geschworenen als besonders „fairer" Ankläger zu empfehlen: „Ich stelle Ihnen jetzt eine Frage, Mrs. Kennes, von der unter Umständen das Leben des Angeklagten abhängen kann: Sie wissen also genau und Sie sagen unter Eid aus, daß der Mann, der Sie damals um die Adresse der Familie Casilla bat, der Angeklagte, der Hilfsoperateur Peter Roland, war?"

„Ja, das weiß ich ganz genau. Ich bin ja nicht schwachsinnig."

Es entsteht im Saal eine starke Bewegung. Aller Blicke richten sich auf den Angeklagten und seinen Verteidiger. Peter Roland schaut völlig gleichgültig drein. Salvini gähnt sogar.

„Der Angeklagte war Ihnen, wenn ich recht verstehe, also persönlich bekannt?"

„Ja, natürlich. Ich hatte ihn schon oft gesehen, weil er . . ."

„Sie haben nur meine Fragen zu beantworten. Ihre eidliche Aussage, daß Ihnen Peter Roland persönlich bekannt war, genügt mir." — Es ist offenbar, daß Adams genauere Einzelheiten, die ihm die Frau wahrscheinlich bei der Vorvernehmung erzählt hat, vermeiden möchte. — „Welchen Grund für seine Bitte um die Adresse gab denn der Angeklagte an?" fragte er weiter.

„Er sagte, daß er einen Filmstreifen, ein Stückchen aus den letzten Aufnahmen von Binnie, an Mister Casilla senden müßte. Es wäre sehr dringend, und Mister Casilla wartete schon ungeduldig darauf. Bei der Firma wüßte niemand außer Pick die neue Adresse, und der wäre gerade verreist."

„Und da haben Sie ihm also die Adresse sofort gegeben, obwohl Sie wußten, daß kurze Zeit vorher jemand gedroht hatte, Binnie zu kidnappen?"

„Ich konnte doch nicht ahnen, daß Mister Roland etwas mit dieser Drohung zu tun hatte. Meinen Mann konnte ich auch nicht fragen, weil er ausgegangen war, und Mister Roland hatte gesagt, daß es furchtbar eilig wäre und daß es große Unannehmlichkeiten geben würde, wenn er den Streifen nicht sofort absenden könnte."

„Wie lange hat dieses Gespräch mit Roland gedauert?"

„Vielleicht . . . na, ich will sagen, etwa zwanzig Minuten lang."

„Zwanzig Minuten lang haben Sie fortwährend über die Adresse geredet?"

„Ja, natürlich. Ich wollte ja erst nicht. Aber Mister Roland hat mir eben solange zugeredet, bis ich überzeugt war, daß ich in diesem Fall die Adresse mitteilen müßte."

Wieder entsteht eine starke Bewegung unter den Zuhörern.

„Das genügt mir", sagt Adams. „Ich habe keine weiteren Fragen."

Richter Corbett macht eine einladende Bewegung nach dem Verteidiger hin.

„Ich habe keine Fragen an die Zeugin zu richten", erklärt Salvini verschlafen.

Ein Laut des Unwillens geht durch die Reihen der Presseleute und des Publikums. Alle Blicke richten sich auf Peter Roland: Wird er es weiter dulden, daß sein Verteidiger ihn derartig im Stich läßt? — Wird er zusehen, daß Salvini auch nicht den geringsten Versuch macht, eine so folgenschwere Zeugenaussage zu erschüttern?

Staaatsanwalt Adams stößt ein kurzes höhnisches Lachen aus, wobei er den Kopf in den Nacken legt — geht ein paarmal zwischen dem Zeugensitz und seinem Tisch auf und ab und wendet sich dann an den Richter:

„Es scheint so, Euer Gnaden, als ob ich meinen nächsten Zeugen vernehmen könnte?"

„Ich bitte darum, Mister Adams." —

Dieser nächste Zeuge ist ein altes Männchen: Mr. Williams, seit vierzig Jahren Besitzer des Regina-Hotels in Stockford — trotz des großartigen Namens ein bescheidener Gasthof.

Nach Erledigung der üblichen Formalitäten fragt ihn Adams:

„Können Sie sich noch daran erinnern, Mister Williams, daß Ihnen am 10. Juli 1928, also bald nachdem Binnie Casilla aus der Villa in Bushy Hill entführt worden war, die Photographie eines jungen Mannes auf dem hiesigen Polizeiamt vorgelegt wurde?"

„Selbstverständlich kann ich mich daran erinnern."

„Welche Frage wurde dabei von dem Polizeibeamten an Sie gerichtet?"

„Ich wurde gefragt, ob ich in dieser Photographie einen jungen Mann wiedererkenne, der vom 26. Juni bis 5. Juli in meinem Hotel logiert habe."

„Sie haben damals die Frage mit absoluter Bestimmtheit bejaht — nicht wahr?"

„Nein, sondern ich habe damals gesagt, daß ich in der Photographie den Mann wiederzuerkennen glaubte."

„Ihre Genauigkeit, Mister Williams, macht Ihnen alle Ehre. — Ist Ihnen damals an dem Benehmen des jungen Mannes, Ihres Hotelgastes, irgend etwas Verdächtiges aufgefallen?"

„Nein, nicht das geringste, denn ich habe mich gar nicht um ihn gekümmert. Mein Hotel hat zwanzig Zimmer und ist fast immer voll besetzt."

Auf einen Wink von Adams wird die Vergrößerung einer Photographie von Peter Roland auf eine Staffelei gestellt. Das Original wird den Geschworenen zum Vergleich hingereicht und geht von Hand zu Hand. Dann gibt es Adams dem Zeugen und fragt:

„War dies hier die Photographie, die Ihnen damals von der Polizei vorgelegt wurde?"

„Ich glaube wohl — aber unter Eid möchte ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten."

„Erkennen Sie in diesem Bild oder in seiner Vergrößerung? — Adams weist nach der Staffelei — „Ihren damaligen Hotelgast wieder?"

„Wenn ich damals gesagt habe, daß ich den Mann nach der Photographie wiederzuerkennen glaubte, so ist das die Wahrheit gewesen, denn ich pflege nicht zu lügen. Heute, nach fast zehn Jahren, habe ich natürlich das Gesicht des Hotelgastes nicht mehr so in der Erinnerung, kann ihn also nicht mehr wiedererkennen."

„Dann sehen Sie sich jetzt bitte den Angeklagten selbst genau an."

Roland wird aufgefordert, sich zu erheben, und Williams betrachtet ihn aufmerksam. Adams läßt ihm ein Weilchen Zeit, dann fragt er:

„Erkennen Sie in dem Angeklagten Peter Roland Ihren damaligen Hotelgast wieder?"

„Nein", erwidert Williams ohne Zögern.

Adams kann seinen Ärger kaum verbergen: „Wollen Sie etwa damit sagen, daß der Angeklagte und Ihr Hotelgast nicht identisch sind?"

Nun wird auch der alte Williams ärgerlich: „Drehen Sie mir doch bitte nicht die Worte im Munde um, Mister Adams. Ich will das sagen, was ich sage: ich erkenne in dem Angeklagten nicht den jungen Mann wieder, der damals bei mir gewohnt hat, weil ich vergessen habe, wie mein damaliger Hotelgast ausgesehen hat. Ich möchte den Hotelwirt sehen, der die Gesichter von tausend Gästen, die einmal bei ihm gewohnt haben, in Erinnerung behält."

„Danke, Mister Williams. Das ist alles."

Nun endlich scheint der Moment gekommen, in dem Salvinis bisherige Indifferenz einfach nicht mehr haltbar ist. Die Aussagen des Zeugen Williams bieten der Verteidigung die breiteste Angriffsfläche.

Salvini erhebt sich unter allgemeiner Spannung. Aber er verläßt nicht seinen Platz, schenkt dem Zeugen nicht einen Blick, sondern erklärt gelangweilt:

„Ich habe keine Fragen an Mister Williams zu richten."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Meister des Volksliedes.

(Zu Friedrich Silchers 150 Geburtstag am 27. Juni)

Von Dr. Konrad Huschke.

Der Schwabe Friedrich Silcher aus Schnait in Württemberg hat sein Größtes im Bereich des Volksliedes geleistet. Mit seinen zwölf Heften „Volkslieder, gesammelt und für vier Stimmen gesetzt", vollbrachte er eine Tat, die in unserer Zeit, wo das Volkslied wieder zu hohen Ehren gekommen ist, noch mehr als früher anerkannt werden muß.

Daneben war dieser für das Lied-Sammeln Begnadete aber auch Schöpfer neuer Melodien, von denen ein Teil wieder Volksliedcharakter annahm. Genannt seien hier nur die folgenden: „Morgen muß ich fort von hier", „Nun leb' wohl, du kleine Gasse", „Ännchen von Tharau", „Zu Straßburg auf der Schanz'", „Kein schönrer Tod", „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang", „Drauß' ist alles so prächtig". Auch die Weise zu Uhlands „Gutem Kameraden" haben wir ihm zu verdanken, mag er sie auch, wie er selbst bekannt hat, nach einer Schweizer Vorlage bearbeitet haben.

Musikkritiker haben einst spöttisch von sentimentaler „Silcherei" gesprochen. Aber dieser Vorwurf trifft nicht ihn, sondern nur seine Nachfolger, die seine schlichte, gesunde Art in ungesunde Gefühlsseligkeit verzerrt haben. Solchen Spöttern, schreibt Hans Joachim Moser, wäre ein Teil von Silchers melodischer Kraft und der selbstvergessenen, überzeitlichen Anmut echten Volkstums zu wünschen, die aus seinen Liedern spricht.

Schon als Knabe hörte Silcher die Burschen und Mädchen seines Heimatortes und anderer Plätze des Schwabenlandes mit stärkster Anteilnahme ihre Weisen singen und sah sie zu Geige, Klarinette und Kontrabaß die alten schwäbischen Ländler tanzen. Die Melodien blieben ihm im Ohr, und dann suchte er sie sich am Klavier zusammen. Er war ein Lehrerssohn und ist selbst, in Ludwigsburg und Stuttgart, Lehrer gewesen, bevor er 1817 als akademischer Musikdirektor an die altberühmte Universität Tübingen kam. In dieser Stellung aber hat er, bis kurz vor seinem Tod in höchsten Maße segensreich gewirkt. 1829 gründete er — in Zelters Bahnen wandelnd — die Tübinger Liedertafel, und von 1839 ab leitete er den dortigen Oratorienverein, die Chöre dabei zu höchster Feinheit bildend. Seine Programme waren gediegen und zugleich fortschrittlich, ja, er pflegte sogar die damals Modernen: Spohr, Weber und Wagner. Den kirchlichen Liederschatz Württembergs hat er um hervorragende Gesänge vermehrt. Aber auch ausländische Volkslieder wurden von Silcher gesammelt. Daneben schuf er unermüdlich Kinder-, Turner- und mehrere Hefte Klavierlieder, unter ihnen eine Anzahl Balladen; Schöpfungen von Daniel Schubart, dem genialischen Gefangenen von Hohenasperg, und dem berühmten Balladenmeister Zumsteeg, dem ja auch Franz Schubert viel zu verdanken hat, regten ihn dazu an.

Silchers Hauptlehrer, auch in der Theorie, war der Lehrerbildner und Theoriegewaltige Auberlen in Fellbach. Sein Steckenpferd war, ältere Werke für seine besonderen Zwecke brauchbar zu machen. Er nannte sich deshalb einen alten Uhrreparierer. So einer wurde gewissermaßen auch Silcher, als er Adagios aus Beethoven-Sinfonien und Webersche Instrumentalsätze — diese unter Webers Beifall — zu Liedern verarbeitete. Die persönliche Bekanntschaft mit Weber legte den Grund zu seiner lebenslagen Verehrung für den großen Romantiker. Auch Kreutzer, den „Nachtlager"-Komponisten, lernte er kennen und wurde sein Schüler. Hummel, der Mozart-Meisterschüler, förderte seine Anbetung Mozarts. Das „undefinierbare Etwas" in dessen Kunst ist für Silcher stets das oberste Gesetz der Ästhetik geblieben. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er noch zahlreiche Schubertlieder und -chöre singen lassen, während ihn von Schuhmann sonderbarerweise nur einige Chöre fesselten.

Besonders frisch erhielt sich der Unermüdliche bis ins Greisenalter durch die Arbeit mit der Jugend. Der liebenswürdige, lebhafte Mann mit dem schlanken gestählten Körper, den hellen, ausdruckstiefen Augen und dem starken Sinn für Humor hatte reichstes Verständnis für die jungen Akademiker. Seine Freude am Studententum ist wohl auch einer der Gründe gewesen, aus denen er sich dazu verstand, mit Erk zusammen die musikalische Schriftleitung des Allgemeinen Deutschen Kommersbuchs zu übernehmen. Zwanzig seiner Lieder sind darin abgedruckt.

Silcher ist in der Heimat verblieben. Das gesellschaftliche Unwesen ließ ihn kalt. Ein kleiner Kreis von zumeist musikbegabten Freunden hat ihm neben seiner Familie das Leben verschönt. Josephine Lang-Köstlin, die begabte Tonsetzerin und die Mutter der liebenswerten Brahmsfreundin Maria Fellinger, ist seiner Familie besonders vertraut gewesen. Uhland, Kerner, Schwab, Lenau, Hauff, Vischer, Geibel und namentlich Hermann Kurz sind ihm nahegekommen. Oft trat der bescheidene Meister mehr zurück, als ihm gebührte. Und doch, als er, dessen feste Gesundheit den Achtziger versprach, nach kurzem Leiden im Alter von 71 Jahren abberufen wurde — am 26. August 1860 —, war die Trauer groß und allgemein. Nicht nur Tübingen mit seinen Studenten, die ihm noch im Frühjahr 1860 bei seinem Rücktritt vom Amt mit einem Fackelzug gehuldigt hatten, sondern das ganze deutsche Volk trauerte um den hervorragenden Musiker und edlen Menschen. Noch 1852 war er Ehrendoktor der Tübinger Universität geworden.

Junge Liebe!

Skizze von Ludwig Jüngst.

Ein großer Musikfreund war der Kommissionsrat Enzinger in Wien. Davon zeugte nicht nur seine Dauerplatzmiete einer Loge in der Burg-Oper, sondern auch die Reihe der Vornamen in seiner Familie: er selbst war auf die Namen Wolfgang-Amadeus getauft, seine Frau hieß Cosima and seine Pflegetochter trug den Vornamen Mimi, um so auch mit der neueren Musik der „Boheme" Verbindung zu halten, allerdings konnte nicht verhindert werden, daß sie nach Wiener Gepflogenheit Mizzerl genannt wurde.

Wo es galt, Musiker zu unterstützen, erwies sich Enzinger gern als „Förderer aufstrebender Talente", nicht zuletzt, weil er an einem Musikverlag maßgeblich beteiligt war. So war sein ganzes Leben Musik, vor allem in der trauten Harmonie seiner Familie, bei der er den Ton angab, darüber hinaus auch mit allen Bekannten, und es war wohl kaum ein Fall nachzuweisen, in dem Enzinger als Synkope gegen den Takt gehandelt hatte.

War das Leben Musik, so wurde es auch sein Sterben: Ein verkixter Horneinsatz im Jägerchor des „Freischütz" war es, der bei Enzingers starker Arterienverkalkung ein Äderchen platzen ließ. Nachdem der Arzt — selbstverständlich der Theaterarzt der Burgoper — Tod durch Gehirnschlag festgestellt hatte, brachte man den großen Musikfreund still und leise durch den Hinterausgang der Burgoper in seine Wohnung, während sich das dichtgefüllte Opernhaus an den unsterblichen Klängen Carl Maria von Webers weiter ergötzte.

Unter seinen letztwilligen Verfügungen hatte Enzinger auch das Verlangen geäußert, daß der Leichenzug von der Wohnung aus an der Burgoper vorbei nach dem Friedhof geführt werde. Zwar war dazu ein großer Umweg erforderlich, aber die hohe Polizei hatte nichts dagegen eingewandt, und so ging der feierliche Kondukt vonstatten.

Der Chor der Burgoper sang im Trauerhause — aber einer der ersten Tenöre, der Solisten-Anwärter Huber Franzl fehlte, da er von einer Grippeerkrankung gepackt war. Das fiel im allgemeinen nicht weiter auf, aber Mizzerls scharfem Blick entging es nicht, da sie in heimlicher Liebe mit dem Franzl verbunden war, die in ihm schon einen Stern erster Klasse und sich selbst als Lebensgefährtin an seiner Seite sah.

Rasch dämmerte in Mizzerl ein Plan, um dem Geliebten noch schnell einen Besuch abzustatten. Nach der Beerdigung, dessen war sie sich klar, würde das kaum gehen, denn die Verwandten und guten Freunde kamen ja noch ins „Trauerhaus" zurück, um sich mit einem Schalerl Kaffee aufzuwärmen. Also mußte der Besuch vorher noch geschehen.

Des weiten Weges halber sollten die nächsten Verwandten in Kraftwagen dem Leichenzug folgen, und darin sah Mizzerl den einzigen Weg, um zu ihrem Ziel zu kommen.

Als nun die vier florbehangenen Rappen den von acht Fackelträgern flankierten Gala-Leichenwagen in Bewegung setzten, wußte Mizzerl es so einzurichten, daß sie ihre Mutter mit einigen Verwandten in das erste Auto praktizierte, und da inzwischen auch fast die ganze Autokavalkade von Berechtigten und Unberechtigten besetzt worden war, nahm Mizzerl das letzte dieser Vehikel für sich in Anspruch, das ganz am Schlusse des Trauerzuges fuhr. Rasch informierte sie den Wagenlenker, daß er am Getreidemarkt nach rechts abbiegen solle, um an der Hinterseite des „Theaters an der Wien" entlang unauffällig aber schleunigst die Fahrt zur Wohnung des Franzl anzutreten und nach erfolgtem Besuch im Eiltempo nach dem Friedhof zu fahren, damit Mizzerl noch rechtzeitig bei der Beerdigungsfeier zur Stelle sein könne.

Doch „mit des Geschickes Mächten — — —." Mizzerl war zwar bald bei ihrem geliebten Franzl und konnte noch einen Arzt zu ihm schicken, als sie aber weiterfahren wollte, da war gerade nach einer Demonstration das ganze Stadtviertel von der Bundespolizei abgeriegelt worden, und niemand durfte passieren. Nun saß Mizzerl in der Mausefalle fest, während draußen am Friedhof der Kommissionsrat im Erbbegräbnis der Familie beigesetzt wurde.

Mizzerl fehlte, allgemein wurde getuschelt, Frau Mama kämpfte mit sich, ob ein Ohnmachtsanfall angebracht wäre — aber an der Tatsache, daß Mizzerls Fehlen allgemein auffiel, hätte das bestimmt auch nichts geändert.

Als nach einer Stunde die Polizeisperre des Stadtviertels aufgehoben wurde, konnte Mizzerl endlich ihre Fahrt fortsetzen. Unterwegs traf sie bereits die vom Friedhof heimfahrenden Trauergäste und gab schließlich die Weiterfahrt auf, um nach Hause umzukehren. Nochmals mußte der Chauffeur herhalten, und er erklärte sich nach Entgegennahme eines fürstlichen Schweigegeldes auch bereit, eine Panne, die eine Weiterfahrt unmöglich gemacht hatte, auf sich zu nehmen.

So wurde nun den Verwandten und Bekannten bei einem Schalerl Kaffee von der nun allgemein sehr bedauerten Mizzerl ihr Fehlen am Grabe aufgeklärt, und man glaubte, der in Tränen ganz aufgelösten trauernden Tochter des Hauses ihr Mißgeschick. Erst nach Wochen gestand sie der Mutter ihr wahres Mißgeschick. Als aber Franzl, der inzwischen zum jugendlichen Solotenor aufgerückt war, nach seiner Wiedergenesung zur verspäteten Visite im Hause Enzinger erschien, wußte er so schön zu bitten, daß alles restlos verziehen wurde.



Bunte Chronik



Die verborgenen Schätze.

Daß die Auffindung der fabelhaften Schätze der Goldenen Bibliothek, die vor 350 Jahren in dem unterirdischen Labyrinth des Kreml von Moskau verborgen wurden, möglich ist, behauptet einer der führenden russischen Archäologen, Professor Ignatz Stelletski.

Die Zitadelle des Kreml, welche von einer hohen Mauer von mehr als zwei Kilometer Länge umgeben ist, stellt eine Stadt in Moskau dar, die in ihrem Innern Paläste, Kirchen, Türme, Barracken, Plätze und Straßen mit Wohnhäusern aufweist. Seit den frühesten Zeiten ist bekannt, daß der Hügel, auf dem der Kreml seinen Platz gefunden hat, wie ein Bienenkorb von unterirdischen Gängen durchzogen wird, deren völlige Ausdehnung und Wege noch niemals ganz erforscht sind.

In diesem unterirdischen Labyrinth soll die berühmte goldene Bibliothek Iwans des Schrecklichen verborgen sein, die nach dem Ableben dieses gefürchteten Herrschers wie vom Erdboden weggewischt war. Die Goldene Bibliothek hat ihren Namen daher, weil Iwan der Schreckliche die kostbaren kirchlichen und weltlichen Manuskripte, die er sammelte in goldene, mit Juwelen verzierte Einbände fassen ließ. Wie die Überlieferung berichtet, hatte Iwan zu diesem Zweck sich der Dienste eines ausgezeichneten Deutschen Goldschmiedes, namens Wassermann, versichert, während andere, ebenfalls aus dem Auslande stammende, Werkleute zwei Gewölbe in der Unterwelt des Kreml erbauen mußten, in denen dann die Bibliothek sowie ein Teil der ungeheueren, von Iwan dem Schrecklichen zusammengerafften Schätze untergebracht wurden. Nach Vollendung dieser Arbeiten entließ Iwan die mit ihnen betrauten Ausländer, nachdem er sie fürstlich belohnt hatte. Mit Gold beladen verließen sie Moskau, aber keiner kehrte in die Heimat zurück, sondern alle kamen auf der Rückreise auf rätselhafte Weise ums Leben. Wenn man bedenkt, daß Iwan der Schreckliche den Erbauer der herrlichen Kirche des Heiligen Basil — ausblenden ließ, nur damit dieser nicht ein zweites Gotteshaus errichten könnte, das die Kirche des Heiligen Basileus an Schönheit noch übertreffe, so kann man sich leicht denken, auf wessen Veranlassung diese Leute erschlagen wurden. Professor Stelletski hat nun unlängst in alten Archiven Dokumente gefunden, welche aus der Zeit 50 Jahre nach dem Tode Iwans des Schrecklichen stammen. Sie enthielten Zeichnungen, zwei große Gewölbe darstellend, die mit Schatztruhen gefüllt sind. Bei ihnen steht die Bemerkung, daß es bekannt ist, daß sich diese beiden Räume unter dem Kreml befinden. Auf Grund dieser Mitteilungen will die Sowjetregierung noch einmal einen Versuch unternehmen, dieser sagenhaften Schätze habhaft zu werden. Ob ihr dabei Erfolg beschieden sein wird, erscheint allerdings äußerst fraglich. Als Peter der Große aus dem Nordischen Kriege heimkehrte, und seine Schatzkammern völlig geleert waren, durchsuchte der Archäologe Osipof das unterirdische Labyrinth des Kreml im Auftrage des Zaren. Er fand, unter einer Kirche verborgen, eine Anzahl von Goldbarren, ferner, an einer anderen Stelle, eine große Menge ausländischer Gold- und Silbermünzen. Die Goldene Bibliothek und den Hauptteil der von Iwan dem Schrecklichen verborgenen Schätze konnte er nicht entdecken, und auch alle Nachforschungen späterer Herrscher, zu denen auch Napoleon I. während seines Aufenthaltes in Moskau gehörte, blieben ergebnislos. Die Goldene Bibliothek verstand es, ihr Geheimnis zu bewahren.

Die Mönchsrepublik im Ladoga-See.

Während in Sowjet-Rußland die Klöster ihre Reichtümer gänzlich eingebüßt haben und meist aufgelöst sind, und auch die alte Mönchsrepublik auf dem Berge Athos dem allmählichen Verfall entgegengeht, hat sich im Lagoda-See ein kirchliches Gemeinwesen erhalten, das ein eigenartiges Überbleibsel orientalischen Kirchenlebens ist. Es ist das Walam-Kloster im Lagoda-See, dessen Sitten und Gebräuche sich seit seiner im Jahre 992 erfolgten Gründung fast unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Auch unter finnischer Souveränität hat dieses Kloster seine alte Verfassung und den griechisch-katholischen Ritus beibehalten. Das Klaster ist auf 40 Inseln verteilt, auf denen es ausgedehnte Ländereien besitzt, die von 275 Mönchen bebaut werden. Das Kloster verfügt über einen außerordentlichen Reichtum. Im Laufe der Jahrhunderte sind unschätzbare Werte in dem Kloster aufgespeichert worden, und seine Kirchen enthalten große Mengen von wertvollen, mit Edelsteinen besetzten Heiligenbildern, sowie Gefäßen aus Edelmetallen, die ebenfalls mit kostbaren Steinen geziert und allein durch ihren Altertumswert überaus kostbare Stücke darstellen. Das Hauptgebäude des Klosters ist auf der Insel Walamo gelegen, ein mächtiger Bau, in dem sich auf die Zentralverwaltung befindet, und der in weitem Umkreise von sorgfältig gepflegten Parkanlagen umgeben ist.

Das Kleid aus Kattun.

Als der Zar Peter der Große seiner angebeteten Katharina ein Stück bedruckten Kattun von der Reise mitbrachte, freute sich die Beschenkte sehr, und sie ließ sich sofort ein Kleid daraus anfertigen, das sie an dem bevorstehenden Geburtstage des Herrschers aller Reußen tragen wollte. Die Hofdame rümpfte die Nase: „Wollen Ew. Majestät wirklich an einem Galatage ein Kattunkleid tragen?" Katharina wehrte sich: „Warum nicht? Die geringste Leinwand aus der Hand meines Gemahls muß für mich einen größeren Wert haben als der kostbarste Stoff." Zum Erstaunen sämtlicher Hofschranzen erschien die Kaiserin am Geburtstage des Zaren tatsächlich in dem billigen Gewande. Doch erkannte Peter die Aufmerksamkeit und umarmte die kluge Frau unter aller Augen in wilder Freude.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.